

Barbara Leciejewski
FÜR IMMER
UND NOCH EIN BISSCHEN LÄNGER

Leseprobe

Barbara Leciejewski

FÜR IMMER
UND NOCH EIN BISSCHEN
LÄNGER

ROMAN

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-86493-174-1

Originalausgabe im Ullstein Paperback
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Sabon
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

*Für meinen Bruder,
dem ich im Grunde jeden meiner Romane widme.
Für immer ...*

28. Juni 1988

Eben noch hatte er die Nabelschnur durchtrennt. Eben noch hatte sie ihre neugeborene kleine Tochter im Arm gehalten, hatte gestrahlt. »Ist sie nicht schön? Pitti, schau, ist sie nicht schön?«, hatte sie zu ihm gesagt.

»Bildschön«, hatte er geantwortet. »Aber sie müsste dringend zum Friseur.«

Sie hatten gelacht. Sie hatten doch gerade noch gelacht.

Jetzt rannten sie alle herbei, Ärzte, Schwestern, er wurde weggeschoben, nach draußen.

Es war so schnell gegangen. Aus dem Lachen war ein Keuchen geworden, ganz plötzlich.

Jetzt stand er mit Panik draußen vor der Tür, und drinnen war es laut und piepte und das Kind schrie.

»Wenn es ein Mädchen wird, nennen wir es nach deiner Mutter, dann wird sie so gerührt sein, dass sie gar nicht böse sein kann.«

»Da wäre ich nicht so sicher.«

Es war ein Mädchen. Ein bildhübsches winziges Mädchen mit schwarzen Haaren und einer kräftigen Stimme. Sie musste doch erleben, wie dieses Mädchen aufwuchs, wie es zum ersten Mal Mama sagen, seinen ersten Trotzanfall bekommen, mit der Schultüte aufgeregt vor dem fremden Gebäude stehen würde, die Pubertät, den ersten Freund, schlimme Tattoos, ein

Nabelpiercing, das man ihr ausreden musste. Vielleicht würde sie heiraten, Kinder haben, all das sollte ihre Mutter doch erleben. Aber dort im Flur, vor dieser Tür zum Kreißsaal, ereilte ihn die Gewissheit, dass es nicht dazu kommen würde, dass just in diesem Moment, hinter dieser Tür, alles enden würde. Vergebens suchte er in sich selbst einen letzten Rest Hoffnung, ein Kämpferherz. Er begann sogar zu beten.

»Lieber Gott! Bitte!«

»Pitti, du denkst immer so negativ.«

Sie hatte recht, er war viel zu verzagt. Sie war das Gegenteil von ihm, war immer positiv, immer fröhlich. Sie machte ihrem Namen alle Ehre, wo Sun war, tauchte sie alles in Licht. Nur seine Eltern hatte ihr Licht nicht erreicht. Warum denn eine Chinesin? Warum denn keine Deutsche?

»Ein Mädchen nennen wir nach deiner Mutter, und wenn es ein Junge wird, nennen wir ihn nach deinem Vater.«

»Dann hoffe ich, es wird ein Mädchen. Der Name August wäre echt tragisch ...«

Und wieder hatte sie gelacht, dieses wundervolle offene Lachen. So wie vorhin.

Die Tür ging auf. Ein Arzt kam heraus. Er musste nicht erst den Mund aufmachen. So sahen Ärzte aus, bevor sie einem das Schlimmste mitteilten.

»Es tut mir leid«, sagte der Arzt und sprach leise weiter. Fruchtwasserembolie ... selten ... erst nach der Obduktion ... alles getan ...

Die Worte rauschten an ihm vorbei, ohne dass er sie begriff.

Er durfte noch einmal zu ihr. Noch einmal? Sie wollten doch zusammen alt werden. Herrgott, das war doch mehr als »noch einmal«. Das war doch ein ganzes Leben.

Da lag sie und schlief. Sie schlief. Ganz bestimmt. Kein Mensch, der so lebendig war wie Sun, konnte tot sein. Jemals.

Und wenn, dann wollte er auch tot sein. Was sollte er noch hier? Ohne sie.

Das Kind schrie. Eine Schwester hielt sie auf dem Arm.

Ihre süße Kleine. *Ist sie nicht schön?*

Ein Blick von ihm genügte, da reichte ihm die Schwester das Kind. In seinen Armen hörte es auf zu schreien.

»Sie ist so hübsch, Sun«, flüsterte er immer wieder und streichelte ihre toten Hände. »Sie ist so hübsch.«

Die Welt draußen hörte auf zu sein.

Irgendwann, er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, öffnete sich die Tür und eine andere Schwester kam herein.

»Ihre Eltern sind hier, Herr Trost«, sagte sie leise.

Seine Eltern. Er hatte sie als Kontaktpersonen angegeben, für den Notfall und weil dieser Notfall ohnehin nicht eintreten würde. Hatte er gedacht. Jetzt waren sie da.

Die Schwester legte das schlafende Kind in ein kleines Bettchen auf Rollen und begleitete ihn ins Besucherzimmer.

»Konrad!«, rief seine Mutter aus, als er eintrat. Mehr musste sie nicht sagen. Dazu ihr bohrender Blick, die gestrafften Schultern, die rechteckige, schwarze Handtasche, die akkurat über ihrem Unterarm hing. Sein Vater ignorierte ihn, lief im Zimmer hin und her wie aufgezogen. Die Sitzgelegenheiten blieben verwaist.

Sie wussten nun, was er ihnen verschwiegen hatte, und das war ihre Reaktion. Er hatte nichts anderes erwartet.

Aus der Ferne warf seine Mutter einen Blick auf das schlafende Kind, ihre Enkelin. Dann fing sie an zu reden. Worte prasselten auf ihn ein und glitten an ihm ab, in keinem davon kam seine soeben verstorbene Frau vor. Es ging um Verantwortung und Anstand und darum, was nun zu tun sei. Während sein Vater stumm und voll mühsam unterdrückter Wut seine Kreise zog, stand seine Mutter wie ein Fels auf einer Stelle. Auf die Idee, ihren Sohn, der gerade das Liebste auf der Welt verloren

hatte, in den Arm zu nehmen, kam sie nicht. Konrad starrte zu Boden, er konnte sie nicht ansehen, konnte ihre Gefühllosigkeit und ihren Pragmatismus nicht ertragen. Zu jung sei er für ein Kind. »Wir nehmen es!«, beschloss seine Mutter. Es!

Er hatte keine Kraft, sich zu wehren. Er bezweifelte, dass er je wieder Kraft für irgendetwas haben würde.

Wir nehmen es.

»Ich würde das Kind dann ins Kinderzimmer bringen«, sagte die Schwester, die die ganze Zeit betreten dabeigestanden hatte, zu Konrad. Er nickte und streichelte mit dem Rücken seines Zeigefingers sanft über das winzige Bäckchen seiner Tochter.

»Es ist übrigens ein Mädchen«, sagte er mit rauer Stimme und schluckte, als er an Suns Idee dachte. »Und ihr Name ist ... Anna.«

1.

Mayer, Meier und Lewandowski

Der schlimmste Tag in Annas Leben war der 3. Februar 2014. Ein Montag. Sie hatte Montage noch nie leiden können, wer mochte schon Montage? Aber von da an ignorierte sie diesen unseligen Wochentag gänzlich und strich ihn aus ihrem Kalender. Sie vereinbarte keine Termine, verließ nicht das Haus und schlief so lange wie möglich, damit der Montag schneller vorüberging. Für Anna begann die Woche immer erst am Dienstag. Zusammengerechnet würde sie auf diese Weise fast ein Jahr ihres Lebens vergeuden, doch diese Erkenntnis änderte nicht auch nur das Geringste an ihrem Leben ohne Montage. Unglücklicherweise scherte sich der Rest der Welt herzlich wenig um ihre persönliche Sechs-Tage-Woche, und so kam es, dass auch der zweitschlimmste Tag ihres Lebens wieder ein Montag war.

Am 18. November 2019 klingelte es gegen 10 Uhr morgens an der Wohnungstür. Anna fuhr aus dem Schlaf, und die wenigen Sekunden in diesem halb wachen Zustand katapultierten sie zurück in die Vergangenheit.

Sind Sie Anna Trost?

Augenblicklich begann ihr Herz zu rasen. Als sie einen Moment später vollständig wach war, hielt sie das Klingeln an der Tür für einen bösen Traum, doch da klingelte es erneut. Zweimal hintereinander diesmal. Beim ersten Mal zuckte sie zusammen,

beim zweiten Mal zog sie empört die Luft ein und schwang die Beine aus dem Bett. Mit wütenden Schritten trampelte sie durch den Flur und hoffte, dass es sich nicht um die beiden netten Zeugen Jehovas handelte, diese ältere Frau mit ihrem Sohn, die manchmal von Tür zu Tür wanderten und höflich fragten, ob sie sich wohl mal mit einem über den lieben Gott unterhalten dürften. Einmal durften sie. Normalerweise lehnte Anna freundlich ab, sagte »Nein, danke, das ist nicht so mein Thema.« Oder etwas in der Art. Aber dieses eine Mal überkam sie eine unerklärliche Anwandlung, eine plötzliche Empfänglichkeit für das warme Lächeln, das ihr die Frau schenkte. Sie bat die beiden herein und bot ihnen sogar eine Tasse Kaffee an. Ob sie auch Kamillentee habe, fragte die Frau. Sie bekam ihren Tee, ihr Sohn bat um ein Glas Wasser aus dem Hahn. Anna setzte sich mit ihnen im Wohnzimmer an den wunderschönen, großen Esstisch, den sie sich damals zum Einzug geleistet hatten, ein edles lang gestrecktes Möbelstück aus dunklem Holz, an dem früher viele Freunde zum Essen zu Gast gewesen waren. Die Frau redete, ihr Sohn nickte, und Anna driftete ab und überlegte, wann das letzte Mal jemand an diesem Tisch gesessen hatte. Und wer. Und bei welcher Gelegenheit. Sie konnte sich nicht erinnern. Nach einer halben Stunde verabschiedeten sich die zwei – und Anna brach in Tränen aus. Danach hatte sie ihnen nie mehr die Tür geöffnet.

Es klingelte ein drittes Mal. So hartnäckig waren die beiden nicht. Beim Blick durch den Spion entdeckte Anna einen Mann in blau-gelber Postbotenuniform und wunderte sich. Sie pflegte ihre spärliche Korrespondenz bis auf wenige Ausnahmen per E-Mail zu erledigen, auch Verträge und Rechnungen, und soweit sie wusste, hatte sie sich nichts zuschulden kommen lassen. Mit dem Klavierspielen hielt sie sich an die Hausordnung, und es hatte sich in acht Jahren noch nie einer über die Musik aus ihrer Wohnung beschwert. Wäre ja auch noch schöner gewesen.

Der Postbote musste ihre Schritte gehört haben und klopfte. Anna öffnete einen Spalt und blinzelte an der vorgelegten Kette vorbei nach draußen. Es war ihr bewusst, welches Bild sie abgab: barfuß, mit nackten Beinen unter einem überdimensionalen, alten T-Shirt, das einmal Jeremias gehört hatte, darüber der morgendliche Supergau: ihr verquollenes, mürrisches Montagsgesicht umrahmt von zerzausten, ungewaschenen schwarzen Haaren. Die Zähne waren auch noch nicht geputzt. Der Postbote wich merklich zurück, sein Blick wanderte blitzschnell von oben nach unten und wieder nach oben.

»Ich hätt' da ein Einschreiben für Anna Trost«, sagte er, behielt das Kuvert jedoch fest in seiner Hand und machte keinerlei Anstalten, es ihr zu überreichen. Oder auch nur den Zettel, auf dem sie den Empfang quittieren musste. So was kannte sie bereits. »Ich passe halt mehr in die Schublade Mai-Ling«, hatte sie früher solche Reaktionen augenrollend kommentiert, woraufhin Jeremias prompt den Gerhard Polt gegeben hatte: »Mai-Ling, hol amal die Zi-ga-ret-ten.«

Leute erkundigten sich interessiert, wo sie herkam, und wenn sie dann sagte »aus München«, wurde nicht selten ein bisschen gelacht, als hätte sie einen grandiosen Scherz gemacht. Wo denn aber ihre Wurzeln lägen, wurde dann gern präzisiert.

»Und Ihre Wurzeln?«, hatte sie entweder zurückgefragt oder einsichtig genickt und erwidert: »Ach so, das meinen Sie. Ja, also mein Vater kommt ursprünglich aus Hessen.«

»Kommt der wirklich aus Hessen?«, hatte Jeremias wissen wollen.

»Nein, aus Bayern, aber Hessen klingt irgendwie deutscher als Bayern«, hatte sie erklärt. »Hessen! Klingt total deutsch, findest du nicht?«

»Hessen«, hatte Jeremias zur Überprüfung wiederholt.
»Hessen. Stimmt eigentlich.«

So albern waren sie gewesen, hatten sich kugeln können über ihren Quatsch. Aber diese Zeiten waren lange vorbei.

Der Postbote blickte Anna fragend ins Gesicht.

»Ich *bin* Anna Trost«, betonte sie überdeutlich und nebelte ihn mit der Knoblauchwolke des vergangenen Abendessens ein. Spaghetti aglio e olio, sie hatte ja nicht vorgehabt, an einem Montag Menschen zu begegnen.

Der Postbote machte lange Arme, als er ihr zuerst Zettel und Stift zum Unterschreiben und danach den Umschlag entgegenstreckte.

»Danke!«, sagte sie und schlug die Tür vor seiner Nase zu.

Der Brief kam von einem Rechtsanwalt, oder vielmehr von mehreren Rechtsanwälten, wenn man der winzigen Absenderzeile im Sichtfenster glauben durfte: Mayer, Meier und Lewandowski.

»Mayer, Meier und Lewandowski«, murmelte Anna vor sich hin, während sie langsam zu ihrem Bett zurücktapste. »Mayer, Meier und Lewandowski.« Sie konnte sich nicht erinnern, die Namen jemals zuvor gehört zu haben. Was konnte denn eine Rechtsanwaltskanzlei von ihr wollen?

Sie ließ sich auf der Kante ihres zerwühlten Bettes nieder und starrte auf den grauen Umschlag. Allein die Farbe sagte ihr, dass er nichts Gutes enthalten konnte.

Nach mehrminütigem Starren knibbelte Anna die linke obere Ecke des Umschlags so weit auf, dass ihr Zeigefinger hineinpasste. Mit brachialer Gewalt riss sie das Papier auseinander, es hätte geschrien, wenn es gekonnt hätte. Ihr Herz klopfte alarmiert, als sie den Inhalt überflog.

Das erste Nein kam als Flüstern aus ihrem Mund, das nächste war lauter und danach gab es kein Halten mehr. »Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!«

Man kündigte ihr die Wohnung. Ihre Wohnung. Die Wohnung, in der sie mit Jeremias glücklich gewesen war und noch

viele Jahre glücklich bleiben wollte, bis ans Ende ihres Lebens. Nur war dieses Ende für einen von ihnen viel, viel früher gekommen, als sie es sich vorgestellt hatten.

Der 3. Februar 2014. Am Abend zuvor hatten sie in den Nachrichten vom plötzlichen Tod des Schauspielers Philip Seymour Hoffman erfahren. Sie waren schockiert gewesen. So jung, ein Jahr jünger als Annas Vater. Und so begnadet. Erst kurz zuvor noch hatten sie ihn in *Saiten des Lebens* gesehen, einem berührenden Film über ein Streichquartett. Dort hatte er eine der Hauptrollen gespielt, einen Geiger. Jetzt war er tot. Einfach weg. Anna und Jeremias hatten auf dem Sofa gesessen und fassungslos die Köpfe geschüttelt.

Am frühen Abend des folgenden Tages stand dann dieser Polizist vor der Tür.

»Sind Sie Anna Trost?«, fragte er. Sie nickte. Argwöhnisch und mit dieser augenblicklichen Enge in der Brust. Noch während der Polizist sprach, dachte sie an Philip Seymour Hoffman – es war verrückt –, noch während er von Jeremias sprach. Leise und sanft sprach er, aber man konnte gar nicht so leise und so sanft sprechen, dass die Brutalität des Todes abgeschwächt wurde. Es konnte nicht wahr sein, was er sagte. Das passierte nur anderen. Nicht ihnen. Nicht Jeremias.

»Es tut mir sehr leid«, sagte der Polizist. »Er war auf der Stelle tot.«

Annas Welt wurde aus ihren Angeln gehoben und zerbrach. Sie wollte zurück, zurück zum 2. Februar, zum vergangenen Tag, alles noch mal von vorn. Aber die Zeit konnte man nicht zurückdrehen, die Zeit war unerbittlich.

Sie begann zu schreien, so laut und so unablässig, als könnte sie durch ihre Schreie alles ungeschehen machen und Jeremias zurückholen von dort, wo niemand je zurückkam.

»Nein! Nein! Nein! Nein! Nein ...«

Fast sechs Jahre waren seitdem vergangen, doch die Kündigung der Wohnung fühlte sich für Anna so an, als würde man ihr Jeremias noch einmal wegnehmen. Hier, in diesen Räumen, hatte er sie nach der Schlüsselübergabe herumgewirbelt und gerufen: »Ich glaub's nicht, wir haben die Wohnung. Wir. Haben. Die. Wohnuuuuuung!« Lauthals hatte er seine Freude hinausgerufen.

»Und spätestens jetzt kennen uns sämtliche Nachbarn. Benimm dich bitte, damit wir die Wohnung auch behalten dürfen«, hatte sie ihn lachend ermahnt.

Es war ihr gemeinsamer wahr gewordener 120 Quadratmeter großer Drei-Zimmer-Altbau-Traum, und es sollte der Beginn ihres Traumlebens sein. Für immer wollten sie dort bleiben, oder wie Jeremias sagte: »Für immer und noch ein bisschen länger.« Es waren ihnen lediglich zwei Jahre vergönnt.

Obwohl die Wohnung für Anna allein im Grunde zu groß und auch zu teuer war, hatte sie sie behalten, denn sie redete sich ein, dass hier, an diesem Ort, an dem sie zusammen so glücklich waren, noch ein kleines bisschen von Jeremias lebte. Was wissen wir schon vom Tod?, dachte sie. Vielleicht klammert sich die Seele an dem Ort fest, wo sie am glücklichsten war. Vielleicht sitzen die Menschen, die wir geliebt und verloren haben, unsichtbar bei uns auf der Bettkante und sehen uns beim Schlafen zu. Vielleicht sind sie immer bei uns. Was wissen wir schon?

Es waren diese Gedanken, die sie selbst am Leben hielten. In ihrer Wohnung, so kam es ihr vor, war ihr Jeremias noch immer nah.

Seit dieser Zeit ging sie nur noch aus dem Haus, wenn es sich nicht vermeiden ließ: zur Arbeit, zum Einkaufen, zum Müllcontainer. Sie zog sich von allem zurück, wollte keine Gesellschaft mehr, igelte sich ein – in dieser Wohnung, an dem Ort, an dem es Jeremias noch gab.

Ihre Freunde gaben es über die Jahre hinweg auf, sie aus ihrer selbst gewählten Isolation hervorlocken zu wollen.

Sie wollte keine Sätze hören wie »Das Leben geht weiter« oder »Jeremias hätte nicht gewollt, dass du dich so hängen lässt.« Sie wollte nicht mit diesen Leuten über ihre »Situation« reden. Sie redete mit Jeremias.

Eines Nachts hatte sie damit angefangen, als sie nicht schlafen konnte und ihn so fürchterlich vermisste, dass ihr alles wehtat, und sie nicht wusste, wie sie mit diesem Schmerz weiterleben sollte. Da stellte sie sich vor, er wäre bei ihr und könnte sie sehen und könnte sie hören. Sie redete sich alles von der Seele, ihren ganzen Kummer, all ihre Sehnsucht. Als sie einschlief, träumte sie von ihm, und als sie am nächsten Morgen aufwachte, empfand sie einen Trost, den ihr kein Mensch je hatte geben können. Auf einmal war Jeremias wieder bei ihr. Es war nur sie, die redete, und nein, sie hörte keine Antwort, keine Stimme, nicht wirklich. Sie wurde nicht verrückt. Sie fühlte sich nur nicht mehr so ... ohne ihn. Von da an sprach sie regelmäßig mit ihm, und ein bisschen, ein ganz kleines bisschen, war es so wie früher, Anna und Jeremias in ihrem gemeinsamen Zuhause. Mehr brauchte sie nicht.

Doch jetzt sollte das alles vorbei sein. Man kündigte ihr wegen Eigenbedarfs. Bis März kommenden Jahres, so hieß es, möge sie bitte die Wohnung räumen, weil dann der Vermieter selbst einziehen wolle.

Dunkel erinnerte sie sich an ein Schreiben aus dem vergangenen Jahr, in dem man sie darüber informiert hatte, dass ihre früheren Vermieter, Herr und Frau Lasker, ein nettes, älteres Ehepaar, die Wohnung ihrem Sohn überschrieben hatten. Anna hatte sich weiter keine Gedanken gemacht, denn darüber hinaus würde sich nichts ändern und die gerade noch erschwingliche Miete blieb dieselbe, das war die Hauptsache. Doch nun konnte

jener Sohn Eigenbedarf anmelden, weil er die Wohnung für sich und seine im Werden begriffene Familie benötigte, und damit Anna gar nicht erst wagen würde, irgendwelche Widerworte zu finden, hatte er die Sache direkt seinem Anwalt übergeben.

Bis März. War das rechtens? War die Kündigungsfrist nicht länger? Anna kannte sich da nicht aus. Früher hätte Jeremias gesagt: »Warte mal, ich kenne da ...« Diesen oder jenen, irgendeinen Anwalt oder einen, der einen Anwalt kannte. Früher hätte sich im Bekanntenkreis sicher jemand gefunden, der hätte helfen können, der gesagt hätte: »Augenblick mal, so einfach geht das aber nicht.« Doch früher war früher. Heute konnte Anna zwar mit Jeremias' Geist reden, aber anrufen konnte der keinen, und einen Bekanntenkreis gab es nicht mehr. Nicht einmal jemanden zum Ausheulen hatte sie. Sie saß auf ihrer Bettkannte, schrie ihre Neins in die Welt und keiner war für sie da.

Als ihr Schreien, wie zu erwarten war, nichts, aber auch gar nichts an ihrer Misere änderte, zerknüllte sie den Wisch vom Anwalt, ließ sich auf ihr Bett zurückfallen und zog sich die Decke über den Kopf.

Montag mal wieder.

2.

Altbau

Nachdem sich Anna zwei Tage lang verzweifelt unter ihrer Decke verkrochen hatte und sie am dritten Tag – oh Wunder! – immer noch mit demselben Problem dastand, wurde ihr klar, dass Verdrängen die denkbar schlechteste Methode war. Wenn sie ab März nicht auf der Straße landen wollte, musste sie etwas tun. Drei Monate, um eine Wohnung in München zu finden, das war ein Witz. Sie verdrängte jeglichen Gedanken daran, dass sie sich sowohl den Beitrag für den Mieterverein als auch die Kosten für eine Rechtsschutzversicherung gespart hatte. Um sich wieder einigermaßen zu fangen, tat sie das, was sie schon seit Jahren tat: Sie besprach die Sache mit Jeremias.

»Die haben uns die Wohnung gekündigt, kannst du dir das vorstellen? Wir müssen umziehen.«

Scheiße, alte verkackte!

Das wäre früher seine Reaktion gewesen. Ob er jetzt, fast sechs Jahre älter und gereifter, anständigere Worte gefunden hätte als mit Mitte zwanzig, konnte Anna nicht wissen. Auf alle Fälle wusste sie, was er als Nächstes gesagt hätte: *Aber wir ziehen nur wieder in einen Altbau. Was anderes kommt gar nicht infrage.*

»Okay!«, stimmte Anna zu und nickte. Ein Altbau, das war die Bedingung.

Mit neuem Mut setzte sie sich an den Computer und begann

auf den einschlägigen Immobilienseiten nach passenden Objekten zu stöbern, doch sehr bald setzte die Ernüchterung ein. Es war schlimmer, als sie befürchtet hatte. Was da angeboten wurde, überstieg ihr Budget bei Weitem. Dazu noch die Kosten für Kautions- und Umzugsgeld. Es fanden sich lediglich eine Handvoll Wohnungen, deren Miete Anna mit sehr optimistisch berechneten Honoraren würde stemmen können, und auf die würden sich natürlich alle stürzen. Sie hoffte auf ein Wunder und rief die Anbieter der Reihe nach an.

»Kuhnert Immobilien«, war der erste, zu dem sie durchdrang.

»Hallo!«, meldete sich Anna freundlich und betont munter. Es sollte nicht klingen, als hätte sie es nötig. »Anna Trost ist mein Name. Ich interessiere mich für die Zweizimmerwohnung in der Baderstraße. Ist die noch zu haben?«

»Besichtigung nächsten Montag«, erwiderte der Mann, der es auch nicht nötig hatte. Anna sah ihn vor ihrem geistigen Auge, wie er sich bräsig zurückgelehnt und gelangweilt in seinem Bürostuhl hin- und herdrehte, sicher mit Bierwampe und Leberkäs zwischen den Zähnen. Und dann war die Besichtigung auch noch an einem Montag. Sie blieb trotz allem gefasst.

»Wunderbar! Um wie viel Uhr denn?«

»Drei«, war die einsilbige Auskunft.

»Gut«, sagte sie und dachte, damit wäre es getan.

»Gehaltsnachweis oder Bestätigung vom Arbeitgeber nicht vergessen, gell?«, wies der Kuhnert-Immobilien-Mensch Anna im Kommandoton an.

»Ähm, also ich bin freiberuflich. Was brauchen Sie denn da?«

»Wie denn freiberuflich?«, fragte der Mann argwöhnisch.

»Ich bin Pianistin.«

»Oha!«, tönte es aus dem Hörer. Anna hätte schwören können, dass der Drehstuhl augenblicklich aufhörte zu drehen und die Bierwampe nach vorn kippte.

»Ist das ein Problem?«, fragte sie.

Auf einmal wurde der Mann gesprächig. Ja, und wie das ein Problem sei. Erstens mal sei das Einkommen bei so Künstlern, wie er sich ausdrückte, ja immer ein Problem, und so ein Klavier, das mache ja auch einen Lärm.

Anna versicherte ihm sehr entschieden, dass es absolut nichts mit Lärm zu tun hatte, wenn sie Klavier spielte.

»Die einen sagen so und die anderen sagen so«, unterbrach sie der Mann und lachte tumb.

»Nein, die sagen alle das Gleiche«, entgegnete Anna. »Ich spiele ausgezeichnet und bin als Korrepetitorin und Konzertbegleiterin seit Langem etabliert. Ich habe sehr viele Sänger, die regelmäßig mit mir arbeiten. Das Einkommen ist also kein Problem.«

»Sänger?«, hakte der Mann ein.

»Ja. Sänger. Klassische, teils sehr bekannte Sänger und Sängerinnen«, trumpfte Anna auf, auch wenn sie da leicht übertrieb.

»Ja, aber die machen ja erst recht einen Lärm«, polterte der Makler augenblicklich durchs Telefon.

Anna wollte etwas erwidern, doch zu so viel Banausentum fiel ihr nichts mehr ein.

»Also, Frau ... äh, ich glaub, das mit dem Besichtigungstermin, das können Sie sich sparen. Das wird eher nix.«

Anna sparte sich auch jede weitere Antwort und wünschte sich eines dieser alten Telefone zurück, bei denen man noch mit Schmackes den Hörer auf die Gabel knallen konnte. Bei einem Smartphone war der verärgerte, grußlose Fingertipp auf das rote Symbol wesentlich unbefriedigender.

Die nächsten Anrufe verliefen kaum erfreulicher. Lediglich einen einzigen Besichtigungstermin konnte sie ergattern. Anfang Dezember machte sie sich auf den Weg nach Neuhausen, wo sie zusammen mit gefühlt hundert anderen Bewerbern eine

muffige, winzige Zweizimmer-Wohnung mit Etagenkleo besichtigte. Das Etagenkleo wurde als Besonderheit angepriesen. Historisch sei das und bei richtigen, sprich original belassenen Altbauten, von denen es leider nur noch viel zu wenige gebe, ein Zeichen der Ehrfurcht vor der Geschichte. Denkmalschutz quasi.

Der Eifer, mit dem der Makler das Objekt schönredete, wäre gar nicht nötig gewesen, denn die meisten Interessenten machten auf Anna den Eindruck, als würden sie sich im Notfall auch darum prügeln, wer in diese Zumutung mit Etagenkleo einziehen durfte. Als man dann auch noch von oben eine lautstarke Auseinandersetzung hörte, bei der man jedes einzelne unschöne Wort verstand, drängte sich Anna an ihren Mitbewerbern vorbei nach draußen, doch schon auf dem Nachhauseweg bereute sie es. Es wäre zumindest ein Dach über dem Kopf gewesen. Was, wenn das so weiterging und sie bis Anfang März nichts finden würde?

Die Stadt war voller Menschen, die Vorweihnachtszeit hatte begonnen, überall wuselten Leute herum, bepackt mit Geschenken für ihre Lieben. Früher hatten sie und Jeremias sich über diese Hektik lustig gemacht, diesen Konsumwahn, dieses laute Hetzen durch die »stade Zeit«. Doch jetzt ertappte sich Anna dabei, dass sie selbst gern dazugehört hätte, zu den Leuten, die keine gewaltigeren Probleme hatten, als nicht zu wissen, welche Größe der Schwiegervater bei Oberbekleidung trug, ob die Nichte schon zu alt war für Pferderomane oder ob es zur Not auch ein Gutschein als Geschenk täte.

Als es an der Residenz nach Weihnachten roch, nach Glühwein und gebrannten Mandeln, und die Klänge der Bläserkapelle durchs Tor drangen, trugen sie ihre Füße auf einmal wie von selbst mitten hinein in den Trubel des Weihnachtsmarktes. Einen Glühwein, dachte sie, damit ich mal wieder weiß, wie so etwas schmeckt. Wie so oft begann sie zu rechnen: Wann

hatte sie das letzte Mal einen Weihnachtsmarkt besucht? Wahrscheinlich sechs Jahre zuvor, 2013, zusammen mit Jeremias.

»Einen Glühwein bitte«, sagte sie zu dem Mann am Stand.

»Mit Schuss, ohne Schuss?«

Jetzt fiel es ihr ein: Mit Lotte und Friedemann waren sie hier gewesen, ihren engsten Freunden. Die beiden hatten damals jeweils einen Glühwein mit Schuss genommen.

»Ohne, bitte.«

Der Mann schöpfte die heiße dunkelrote Flüssigkeit aus dem Riesenbottich in eine dieser Tassen mit Münchenmotiv, die sie früher immer mitgenommen hatten. Eine ganze Sammlung dieser Tassen füllte den Küchenschrank. Immer noch. Lotte und Friedemann – seit etlichen Jahren hatte sie nichts mehr von denen gehört. Wahrscheinlich waren sie inzwischen verheiratet und hatten Kinder. Anna stellte ihre Tasse an einem kleinen runden Stehtisch ab, der gerade frei wurde.

»Warum so traurig?«, sprach ein Mann sie an. »Darf ich?« Er platzierte seinen dampfenden Becher auf dem Tisch, ohne ihre Antwort abzuwarten, dann schlug er den Kragen seiner Tweedjacke hoch und steckte seine Hände in die Seitentaschen. »Kalt, was?«, meinte er.

Warum so traurig? Darf ich? Kalt, was? Drei Fragen, von denen keine ernst gemeint war. Floskeln. Gesprächsstarter. Doch der Mann hatte Pech, Anna war schon lange nicht mehr geübt im Konversationspingpong. Ihr Leben bestand aus Musik und ihrem Zuhause. Die Unterhaltungen, die sie führte, beschränkten sich auf Fachgespräche mit Sängern, den gelegentlichen telefonischen Austausch mit ihrem Vater und die einseitigen Unterhaltungen mit Jeremias.

Theoretisch wusste sie schon noch, wie das funktionierte, wenn ein Mann eine Frau ansprach, aber in der Praxis fühlte sie sich wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Und?«, sagte der Mann, nachdem sie keinen Ton von sich

gegeben hatte, weil ihr nichts Passendes einfiel. Ja, es war kalt und ja, er durfte seinen Glühwein abstellen, hatte er doch schon längst getan. Das war doch alles klar, warum also darüber reden?

»Was denn?«, fragte Anna.

»Warum so traurig?«, wiederholte er seine Eingangsfrage und machte dabei den Eindruck, als wäre er aufrichtig daran interessiert.

»Bin ich nicht«, wehrte Anna ab und nippte an ihrem Glühwein, um irgendwie beschäftigt zu sein.

»Dann bin ich ja beruhigt«, sagte der Mann und nahm ebenfalls seinen Becher zur Hand. »Es sah so aus.« Er trank, doch er ließ sie nicht aus den Augen, als wollte er überprüfen, ob sie ihn auch nicht angelogen hatte.

Er wirkte eigentlich ganz nett, fand Anna, trotz der Floskeln und trotz der Tweedjacke. Gut aussehend war er, in einem Alter, in dem viele Männer erst richtig interessant wurden, sofern sie über diese grau melierten Schläfen und eine entsprechend gereifte Persönlichkeit verfügten. Auf ihn traf das offenbar zu, und die Lachfältchen neben seinen graublauen Augen unterstützten diesen Eindruck. Vielleicht waren es diese Lachfältchen oder der erwartungsvolle Blick, der beharrlich auf ihr ruhte. Vielleicht war es aber auch nur Weihnachten. Auf einmal plapperte sie los.

»Ich komme von einer Wohnungsbesichtigung. Das war frustrierend.«

»Sie suchen eine Wohnung?«, fragte der Mann.

»Ja, haben Sie zufällig eine zu vermieten?«

»Leider nein, aber was suchen Sie denn?«

»Altbau. Zwei Zimmer. Erschwinglich.«

»Oh! Schwierig in München.«

»Was Sie nicht sagen.«

Sie berichtete von der Wohnung mit Etagenklo und den ein-

tausend Interessenten. Sie erzählte all das, was sie später in ihrer Wohnung Jeremias erzählt hätte, nur mit dem Unterschied, dass der Mann real war und zuhörte, ab und zu lachte, den Kopf schüttelte, »das ist ja wohl die Höhe« sagte und am Schluss gemeinsam mit ihr die prekäre Wohnungssituation beseufzte. Der Glühwein schmeckte mit jedem Wort besser. So war das, wenn man sich mit Leuten unterhielt, erinnerte sich Anna allmählich. Es war nicht das Schlechteste. Beinahe hätte sie ihm noch gestanden, dass er der erste Mensch seit Jahren war, mit dem sie sich auf diese Weise unterhielt. Sie ließ es bleiben, denn dann hätte er sie womöglich für das gehalten, was sie war: eine verschrobene Eigenbrötlerin.

»Haben Sie mal über eine Wohngemeinschaft nachgedacht?«, fragte er.

»Nein«, antwortete sie entschieden. Darüber musste sie gar nicht erst nachdenken. Anna Trost und Wohngemeinschaft!

»Ich wüsste da nämlich zufällig was«, fuhr er dennoch fort. »Gute Lage, Nähe Prinzregentenplatz. Da ist seit Kurzem ein Zimmer frei.«

»Wohngemeinschaft ist nicht so mein Ding.«

»Tja, dann müssen Sie sich wohl von Ihrem Wunsch nach einem Altbau verabschieden und vielleicht weiter außerhalb suchen. Oberföhring ist zum Beispiel sehr schön, dort wohnen gute Freunde von mir. Überhaupt ist der Münchner Osten nicht schlecht.«

Anna trank ihren inzwischen erkalteten Glühwein aus. Oberföhring! Warum nicht gleich Unterföhring? Oder Schleswig-Holstein.

»Wollen wir noch einen zusammen trinken?«, fragte er.

Sie wollte und wollte auch wieder nicht. Die Unterhaltung war nett gewesen, aber zum Schluss leider ziemlich ernüchternd. Wohngemeinschaft! Oberföhring! Waren das die einzigen Alternativen zur Isarbrücke oder dem Obdachlosenheim?

»Nein, ich denke, ich muss jetzt gehen«, sagte sie.

Er nickte und lächelte freundlich.

»Jetzt sehen Sie aber wieder genauso traurig aus wie am Anfang«, stellte er fest.

»Ach was«, behauptete sie und lächelte zum Beweis zurück.

»Warten Sie!« Er kramte einen kleinen Notizblock und einen Stift aus der Innentasche seiner Jacke hervor. »Manchmal kann man dieses altmodische analoge Zeug noch gebrauchen«, meinte er schmunzelnd und schrieb etwas auf. Hoffentlich nicht seine Telefonnummer, dachte Anna, doch es war eine Adresse.

»Falls Sie es doch einmal mit einer Wohngemeinschaft versuchen wollen«, sagte er und reichte ihr den Zettel. Zögernd nahm sie ihn entgegen. Weil er so nett war und sie nicht unhöflich sein wollte, bedankte sie sich und steckte das wertlose Stück Papier ein. »Also dann, Wiedersehen!«

»Hat mich gefreut«, sagte der Mann. »Auf Wiedersehen!«

3.

All Nations Welcome

Margot Bettermann schmetterte *Der Hirt auf dem Felsen*, obwohl sie es wirklich nicht konnte. Das Lied sollte die Krönung ihres Schubert-Abends Ende April werden. Sie würde dabei erstickten, so viel war sicher.

»Na, das wird doch langsam«, schwindelte Anna gutmütig, nachdem Frau Bettermann am Ende des Liedes keuchend und mit hochrotem Kopf auf einem Stuhl neben dem Klavier zusammengesackt war.

»Wirklich?«, fragte sie hoffnungsvoll. »Ich meine, es muss ja.«

Es musste überhaupt nicht. Sie hätte das Lied aus dem Programm streichen können, keiner hätte es gemerkt, und sie hätte großes Lob für alle anderen Lieder eingeheimst. Margot Bettermann war keine professionelle Sängerin, aber sie war als Amateurin nicht schlecht. Sie hatte eine gute Gesangslehrerin, die das Äußerste aus ihr herausholte. Und sie leistete sich Anna zur Korrepetition. Für ihr Hobby war ihr nichts zu teuer. Anna studierte die Lieder mit ihr ein, ihre Lehrerin feilte an der Technik und am Gesang, doch keine von beiden konnte ihr ausreden, sich Stücke vorzunehmen, an denen sich selbst gestandene Sängerinnen die Zähne ausbissen. *Der Hirt auf dem Felsen* zum Beispiel.

»Ich freue mich schon, wenn diese Klarinettistin da-

zukommt«, schnaufte Margot Bettermann. »Dann wird es erst richtig schön.« Sie rappelte sich auf, kramte in ihrer Tasche und zog ein paar Scheine heraus. »Nur Bares ist Wahres«, zitierte sie mit fränkischem Zungenschlag aus *Pretty Woman* und lachte. »Übrigens, weil Sie letztens gefragt haben wegen einer Wohnung«, fiel ihr ein, während sie sich den Schal um den Hals schlang.

»Ja?«, sagte Anna hoffnungsvoll.

Nach einer weiteren Woche ergebnisloser Suche war sie endlich auf die glorreiche Idee gekommen, sich bei ihren Sängern umzuhören. Margot Bettermanns Ehegatte besaß Geld wie Heu, ein ganzes Haus in der Innenstadt und mehrere Wohnungen. »Gabbidalanlachen«, wie seine Frau Anna erklärt hatte.

»Also, bei meinem Mann ist leider nix frei, ich hab gefragt.« Ihre Rs knallten wie Pistolenschüsse. Sie hob bedauernd die Schultern.

»Trotzdem danke dafür«, erwiderte Anna.

»Gern geschehen!« Frau Bettermann lächelte so zufrieden, als hätte sie ihrer Korrepetitorin allein durch das Fragen die Obdachlosigkeit erspart. »Dann bis Januar. Frohes Fest!«

Frohes Fest! Klar, das hatte Anna jedes Jahr.

»Ihnen auch, Frau Bettermann«, sagte sie. »Aber ... also, was Januar betrifft, da muss ich mal sehen. Eventuell kann es sein, dass ich kurzfristig absagen muss, falls ich den einen oder anderen Besichtigungstermin kriege.«

Irritiert hielt Frau Bettermann drei Schritte vor der Tür inne. »Ah! Ach so. Na, hoffentlich finden Sie bald was.«

Damit ich wieder genug Zeit für dich und deinen verunglückten Hirten habe, dachte Anna, nickte jedoch zustimmend und sagte »Auf Wiedersehen«.

Als die Tür hinter Margot Bettermann ins Schloss gefallen war, sank Anna mit einem abgrundtiefen Seufzer auf ihrer Klavierbank zusammen. Keiner, den sie gefragt hatte, konnte ihr

helfen. Es kam immer die gleiche Reaktion: »Eine Altbauwohnung in München? Oh! Schwierig!«

Ja, das wusste sie alles längst. Es war mittlerweile kurz vor Weihnachten und keine Wohnung in Sicht. Vielleicht doch Oberföhring?

»Was soll ich denn machen?«, fragte sie laut und verzweifelt.
»Hab du doch auch mal irgendeine Idee!«

Sie machte Jeremias selten Vorwürfe für sein stummes Geisterdasein, aber jetzt wusste sie nicht mehr weiter. Konnte er ihr nicht mal ein Zeichen geben, wenn er sah, dass sie in Schwierigkeiten steckte?

In Momenten wie diesem meldete sich eine schüchterne Stimme in Annas Kopf, die sie leise daran erinnerte, dass er genau das eben nicht konnte, doch davon wollte Anna nichts hören.

Das Telefon klingelte.

Wenn am 20. Dezember am frühen Abend das Telefon klingelte, dann war es Annas Vater, der wie jedes Jahr fragte, ob sie an Weihnachten vorbeikäme. »Danke für die Einladung, aber ich habe leider schon was vor«, sagte sie dann für gewöhnlich, wobei sie wusste, dass er wusste, dass sie natürlich überhaupt nichts vorhatte. Nicht einmal ihrem Vater war entgangen, dass sie keinerlei Sozialleben mehr hatte. Doch darüber wurde nicht geredet. Man beließ es bei dem alljährlichen Ritual, bei dem sich beide sicher fühlten. »Ach so, ja. Schade!«, sagte ihr Vater dann jedes Mal. »Vielleicht Silvester oder Neujahr?« Und Anna daraufhin: »Ja, mal sehen.«

Sie ging ans Telefon und hob ab.

»Trost?«

»Auch Trost!« Er lachte. Er meldete sich immer auf die gleiche Weise und immer lachte er darüber.

»Ach, hallo, du bist das.«

»Ja.« Erneut ein kleines Lachen. »Ich. Sag mal«, er holte

Luft, »magst du nicht an Weihnachten mal vorbeikommen? Zum Kaffee oder zum Essen? Oder so?«

Nein, mag ich nicht, hätte Anna ehrlicherweise erwidern müssen. Aber – der Gedanke schoss ihr ganz plötzlich durch den Kopf – er war ihr Vater. Und er kannte Leute. Vielleicht konnte er ihr irgendwie helfen.

»Ähh ... ja, warum nicht?«, erwiderte sie mit so viel Überwindung, dass ihr der Schweiß ausbrach.

»E...echt jetzt?«, entfuhr es ihm, doch er fing sich rasch. »Schön!«, lachte er ins Telefon. »Wirklich, ich ... ich freu mich.«

»Aber keine Geschenke oder so«, beeilte sich Anna klarzustellen.

»Nein, keine Geschenke«, stimmte er zu. »Also du auch nicht. Nichts mitbringen, ja?! Versprochen?«

»Gut, versprochen. Und sag Sylvia, sie soll sich keine Umstände machen.«

»Macht sie ja trotzdem, du kennst sie doch.« Erneut ein Lachen. Er lachte sich durch das Telefonat, das so anders verlief als sonst. Und das alles nur, weil Anna verzweifelt war. Sie schämte sich und stimmte in sein Lachen ein.

Worüber lachten sie eigentlich, worin lag der Scherz? Darin, dass sie praktisch kein Verhältnis zueinander hatten? Dass Sylvia, seine Frau, für Anna immer eine Fremde geblieben war? Dass ihr Erscheinen dort in ihrem Haus in Oberschleißheim ungefähr so absurd war, als würde die Bundeskanzlerin an Weihnachten mit am Tisch sitzen? Es war kein bisschen witzig, es war eher traurig, aber so war es im Grunde seit Annas Geburt vor einunddreißig Jahren. Sie grämte sich längst nicht mehr deswegen.

»Wann soll ich denn kommen, am ersten oder am zweiten Feiertag?«, fragte Anna.

»Am ...« Er hatte nicht einmal darüber nachgedacht, für

welchen Tag er sie hatte einladen wollen. »Wann ist es dir denn lieber?«, fragte er zurück.

Sie einigten sich auf den zweiten Feiertag zum Kaffee.

So weit war es also schon gekommen. Anna setzte ihre letzten Hoffnungen auf ihre Familie, oder vielmehr auf das, was andere als ihre Familie bezeichnet hätten, einfach weil Konrad Trost ihr seine Gene und seinen Namen gegeben hatte. Sehr viel mehr war es nicht. Anna unterstellte ihm keinen bösen Willen oder Lieblosigkeit, gar nicht, ihr Vater war ein vergleichsweise netter Mensch. Es waren die Umstände. Unnötig, darüber nachzudenken.

Sie besorgte einen Weihnachtsstern als Mitbringsel für Sylvia und machte sich in ihrem uralten Mini Cooper auf den Weg nach Oberschleißheim.

»Hallo Anna!«, begrüßte Sylvia sie an der Haustür. »Ach du liebe Zeit, das Auto fährt ja noch. Komm rein. Oh, was für ein schöner Stern, das wäre aber nicht nötig gewesen. Konrad! Kommst du? Anna ist hier!«

Auch Jakob und Lena, ihre Halbgeschwister, waren da. Man begrüßte sich, redete, tauschte Höflichkeiten aus, trank Kaffee.

Auf dem Tisch standen drei verschiedene Torten, die aussahen, als stammten sie aus einer Edel-Konditorei.

»Selbst gebacken!«, verkündete ihr Vater stolz und deutete mit dem Daumen auf Sylvia.

»Ach, das ist doch nicht der Rede wert. Nichts Besonderes«, wehrte die Kuchenkünstlerin ab und stellte ihre exquisiten Köstlichkeiten der Reihe nach vor: »Haselnuss-Orangentorte, Zimttorte mit Baiser und Karamell und eine Dreierlei-Schokoladentarte.«

»Wow!«, machte Anna pflichtschuldig.

»Du musst alle probieren, du kannst es ja vertragen«, lachte ihr Vater. Er versuchte, den Nachmittag mit seiner Tochter auf die gleiche Weise hinter sich zu bringen wie das Telefonat.

Anna nahm ein Stück von der Zimttorte, lobte sie nach dem ersten Bissen ausgiebig und war schon nach der Hälfte so satt, dass sie nur noch Mini-Häppchen zu sich nahm.

Man redete und redete und redete, natürlich hauptsächlich die anderen. Sylvia erzählte von der Arbeit und der Nachbarin, Annas Vater von der Arbeit und den Hühnern, die er sich im Frühjahr zulegen wollte, Lena und Jakob von der Uni und ihren Freunden. Noch während Lena von ihrem Studium berichtete, wurde Anna klar, dass sie nicht einmal genau wusste, was ihre Halbschwester studierte. Es klang nach Betriebswirtschaft, ein spezieller Zweig davon, Anna kannte sich da nicht aus. Jakob, der zwei Jahre älter war als seine Schwester, studierte irgendwas mit Lebensmitteln. Ihn fragte Anna wenigstens, in welchem Semester er gerade sei. Im fünften. Aha. Sie nippte an ihrem Kaffee, schob sich Kuchenstückchen in den Mund, lachte an den passenden Stellen, nickte und überlegte krampfhaft, wann und wie sie ihre Wohnungsprobleme zur Sprache bringen könnte, doch sie fand keinen einzigen geeigneten Moment. Sie fühlte sich wie unter Fremden. Selbst bei dem unbekannten Mann am Glühweinstand war es ihr leichter gefallen, über ihre Misere zu reden. Margot Bettermann und die anderen Sänger und sogar ihre stets reservierte Nachbarin Frau Kreis hatte sie gefragt, ob sie nicht irgendetwas wüssten oder gehört hätten, doch hier in Oberschleißheim in der Doktor-Hofmeister-Straße brachte sie kein Wort heraus.

Bis kurz nach fünf hielt sie durch, dann sagte sie, sie müsse jetzt leider aufbrechen, am nächsten Tag habe sie eine wichtige Probe. Sie brauchte nicht zu befürchten, dass man nachfragen oder sie drängen würde, doch noch etwas länger zu bleiben.

»Komm doch bald mal wieder vorbei«, rief ihr Sylvia an der Tür hinterher.

»Mach ich«, log Anna, stieg in den Mini und startete den Motor, der klang, als beklagte er sich darüber, dass er den lan-

gen und beschwerlichen Weg vollkommen vergebens auf sich genommen hatte.

Anna winkte, fuhr los und versuchte, sich auf den Verkehr zu konzentrieren, obwohl die Tränen ihr die Sicht nahmen. Sie schaffte es unfallfrei bis München, rannte durchs Treppenhaus hinauf in ihre Wohnung, warf den Computer an und rief die Immobilienseite auf.

In die Suchfelder gab sie ein: Mieten, München und, nach einigem Zögern, WG-Zimmer. Einen einzigen zusätzlichen Filter fügte sie noch hinzu: Altbau. Es blieb dabei.

Siebenundneunzig Suchergebnisse spuckte das System aus. Immerhin, das war ermutigend. Da sollte es bis März kein Problem sein, etwas zu finden. Und von dort aus konnte Anna sich dann in Ruhe nach einer größeren Wohnung für sich ganz allein umsehen. Irgendwann würde sich schon etwas ergeben, mit weniger Zeitdruck und viel Glück.

Zunächst erschienen ein paar Annoncen, die man sicher vergessen hatte zu löschen, denn es war sehr unwahrscheinlich, dass sich innerhalb eines ganzen Jahres kein Mieter gefunden hatte. Das erste noch halbwegs aktuelle Angebot war ein Zimmer mit sechzehn Quadratmetern in der Zumpestraße. Es kostete lediglich 500 Euro warm und war seit Ende November frei. »Mitbewohner gesucht« hieß es lapidar im Text, weiter nichts. Eine Telefonnummer stand dabei, aber kein Name, sondern lediglich der Zusatz »von privat«. Extrem günstig, keinerlei Infos, keine Kontaktperson und seit einem Monat frei? Sehr suspekt.

Nach gründlichem Sortieren aller Ergebnisse musste Anna feststellen, dass sich ihre Möglichkeiten erneut drastisch reduziert hatten. Weder war sie bereit, für ein einzelnes Zimmer 1000 Euro und mehr zu zahlen, noch würde sie zu einem Mann in eine Zweier-WG ziehen.

Am Schluss standen auf Annas Liste noch ganze sechs Woh-

nungen. Aber, machte sie sich Mut, sechs Wohnungen, das war doch besser als nichts. Es ging aufwärts.

Favorit war ein Zimmer in einer Vierer-WG in Schwabing: 19 Quadratmeter, 690 Euro, das ging. Und der Text hörte sich nicht schlecht an, jedenfalls nicht, was den Inhalt betraf:

Hallo, mein Name ist Berit!

Wir sind eine gemischte, relaxe WG – relaxt meinte sie wohl –, keine Party-WG. Musiker, die außerhalb der Wohnung üben. Diese Aussage war mit einem Smiley versehen, weshalb auch immer.

Wir suchen jemanden der zu uns passt und sich bei uns wohl fühlt. Jeder ist im Job sehr ausgelastet und braucht abends seine Ruhe, dennoch genießen wir das fröhliche miteinander.

Wir freuen uns auf dich!

Pendler sind sehr willkommen.

All Nations Welcome.

Bis auf ein paar Rechtschreibfehler und den mysteriösen Smiley war daran nichts auszusetzen. Musiker noch dazu, das war gut. Das fröhliche Miteinander machte Anna ein wenig Sorge, andererseits wurde auch die Ruhe betont, die jeder brauchte. Es klang okay. Sie schnappte sich kurzerhand das Telefon und rief diese Berit an.

Die Frau hatte eine fabelhaft rauchige Stimme und wirkte genauso relaxt, wie sie es im Text angekündigt hatte.

»Du, komm doch einfach morgen vorbei, wenn du Zeit hast«, meinte sie ganz unkompliziert.

»Klar hab ich Zeit«, freute sich Anna. »Wann denn?«

»Früher Nachmittag? Klingel bei Schulze.«

»Super. Bis dann!«

In dieser Nacht schlief Anna wesentlich besser als in allen

vorangegangenen Nächten. Ihre Aussichten, noch vor Jahresende eine neue Bleibe zu finden, waren beträchtlich gestiegen.

Das Gebäude in der Ainmillerstraße sah großartig aus, alt und stilvoll. Auch das Treppenhaus. Anna zählte die Stufen: zwei- undzwanzig! Genauso viele wie in ihrem Haus. Wenn das kein gutes Vorzeichen war!

Die Wohnung lag im zweiten Stock, die Tür war nur angelehnt, von innen hörte man buntes Stimmengewirr. Der Name Schulze stand auf dem Türschild neben drei weiteren, also war sie richtig.

Vorsichtig drückte sie die Tür weiter auf und rief: »Hallo?!«

»Nur herein!«, sagte ein junger Mann mit Nickelbrille, der lässig an einem Türrahmen gleich hinterm Eingang lehnte.

»Ich komme wegen des Zimmers«, erklärte Anna.

»Ja, das tun sie alle«, meinte er ungerührt, aber da hatte sie es bereits entdeckt: das Gewusel von Leuten, die sich quer durch die Wohnung bewegten, Türen öffneten, Räume begutachteten und versuchten, den bestmöglichen Eindruck zu hinterlassen. Hatte sie tatsächlich angenommen, sie wäre die Einzige, die sich für das Zimmer interessierte?

»Geh ruhig rein«, sagte der relaxte Typ im Türrahmen. Mit einer Kopfbewegung wies er den Flur entlang. Eine Frau mit raspelkurzen grau melierten Haaren kam aus einem der Zimmer geprescht. Nach Annas Schätzung kratzte sie mindestens an der Fünfzig, kämpfte jedoch um eine deutlich jüngere Erscheinung: energiegeladen, durchtrainiert. Als sie aufblickte und Anna sah, stutzte sie einen Moment lang, doch dann ging in ihrem Gesicht aus unerfindlichen Gründen die Sonne auf. Strahlend und mit ausgestreckter Hand kam sie auf Anna zu.

»Hi, du interessierst dich für die Wohnung? Ich bin Berit. Komm doch rein, ich zeig dir alles«, sagte sie mit ihrer rauchigen Stimme.

»Ja, wir haben gestern telefoniert«, erwiderte Anna und folgte ihr.

»Haben wir?« Berit drehte sich nur flüchtig um, zeigte hierhin und dorthin, erklärte und drängte sich an Leuten vorbei. »Das wäre dann das Zimmer, um das es geht«, sagte sie, schob eine junge, blonde Mitinteressentin beiseite und führte Anna in einen großen, hellen Raum mit zwei riesigen Fenstern und einer hohen stuckverzierten Decke. Nur noch wenige Möbelstücke und ein paar Kisten standen darin und zeugten davon, dass sich der bisherige Bewohner mitten im Umzug befand.

»Sehr schön«, sagte Anna, was im Grunde eine heftige Untertreibung war. Berit freute sich.

»Wie war noch gleich dein Name?«, fragte sie.

»Oh, entschuldige«, duzte Anna zurück, es sollte keiner behaupten, sie könne sich nicht anpassen, »ich hab mich noch gar nicht vorgestellt. Anna. Anna Trost.«

»Hey! Klingt ja total deutsch«, stellte Berit lachend fest. Natürlich, da war es wieder. Annas Lieblingsthema.

»Ja«, sagte sie schlicht. »Ich bin Deutsche.«

»Oh, na ja, ich dachte, wegen ... also du siehst halt sehr asiatisch aus«, erklärte Berit.

Ach tatsächlich? Anna gab sich redlich Mühe, ihre Mundwinkel oben zu behalten, und zuckte nur mit den Schultern. Was hätte sie auch dazu sagen sollen?

»Bist du adoptiert oder so?«, fragte Berit ungeniert weiter.

»Nein«, antwortete Anna knapp. »Ich bin in München geboren.« Sie spazierte ein wenig in das Zimmer hinein, weg von der neugierigen Berit und ihrer verrauchten Stimme.

»Weißt du«, erklärte diese und kam ihr hinterher, »ich frage deshalb, weil wir uns innerhalb der WG darüber einig waren, dass wir ... na ja, ein bisschen bunter werden wollen, verstehst du? Wir sind einfach der Meinung, dass man in dieser Zeit auch im kleinen Rahmen ein Zeichen setzen muss.«

Bunter? Hatte sie sich deshalb so über Annas Erscheinen gefreut? Weil sie gut in das bunte Farbspektrum passte, das ihnen so vorschwebte? Im Gegensatz zu all den anderen Wohnungssuchenden hier, die alle sehr viel deutscher aussahen.

Anna trat ans Fenster und tat so, als würde sie sich brennend für die Aussicht interessieren, in Wahrheit schloss sie die Augen und mahnte sich innerlich: Reiß dich zusammen! Allem Anschein nach hatte sie gute Chancen, das Zimmer zu kriegen, und das wollte sie nicht aufs Spiel setzen. Am besten sollte sie sich ganz schnell entscheiden, bevor noch ein weiterer bunter Mitbewerber aufkreuzen würde.

»Ab wann wäre denn das Zimmer frei?«, fragte sie und wandte sich Berit wieder zu, lächelnd, freundlich.

»Ab Februar.«

Klang die Frau etwas abgekühlt? Höchste Zeit für Anna, ihren größten Trumpf auszuspielen.

»Ihr seid Musiker, hieß es da in der Anzeige?«, erkundigte sie sich mit unüberhörbarem Interesse.

Sofort wurde Berit merklich größer. »Richtig«, sagte sie mit einigem Stolz, der kühle Ton war verflogen. »Ich selbst singe und arbeite als Vocalcoach, die beiden Jungs spielen Gitarre und Bass und unterrichten ebenfalls. Wir spielen zusammen in einer Band.«

»Cool! Ich bin nämlich auch Musikerin«, erklärte Anna.

»Eeecht? Alter! Ist ja mega!« Berits Begeisterung kehrte doppelt und dreifach zurück. »Etwa Berufsmusikerin?«, fragte sie.

»Allerdings. Ich bin Begleiterin und Korrepetitorin.«

»Du spielst Klavier? Perfekt! Dann könntest du ja mit uns Mucke machen. Ein Klavier fehlt uns noch. In dem Zimmer hier hat bisher unsere Schlagzeugerin gewohnt. Jetzt zieht sie mit ihrem Freund zusammen, aber in der Band ist sie weiter dabei.«

Berit kam in Fahrt und erzählte von Mega-Auftritten, von

der »Knete«, die sie dafür »absahnten«, von Songs, die sie draufhatten und von der Mega-Stimmung im Club. »Die Leute rasten total aus, mega, sag ich dir.« Über Anna und ihre Musik wollte sie nichts weiter wissen. Sie fand kein Ende und stimmte zu allem Überfluss spontan die ersten Zeilen von *Summer-time* an. Mit lässig in die Hüfte gestützten Händen, einer guten Portion Rauch in der Kehle, dafür ohne jede Spur von Gefühl schmetterte sie ungefähr getroffene Töne in das leere Zimmer, dass es von den Wänden hallte. Ein paar Leute spitzten durch die Tür, staunten angemessen und applaudierten der Frau mit der Mords-Röhre. Anna dagegen kam Margot Bettermann plötzlich vor wie eine Offenbarung, und während Berit ihrem Publikum ein dankbares Lächeln schenkte, verzog Anna keine Miene. Es ging einfach nicht. Vergebens versuchte sie, dieselbe Bewunderung zu heucheln wie ihre Mitbewerber. Aber sie konnte nicht. Berit hatte eine schreckliche Stimme und eine furchtbare Art zu singen, wem wollte die etwas beibringen? Und Anna sollte sie dabei begleiten? Im Leben nicht.

Erwartungsvoll sah Berit sie an. Als Anna nichts erwiderte und sich ihre Gesichtsmuskulatur nicht so bewegte, wie es für alle Seiten wünschenswert gewesen wäre, machte Berit »Tja!« und schritt nun ihrerseits an Anna vorbei zum Fenster. Womöglich schloss auch sie die Augen, um sich zu sammeln. Anna musste sich ganz schnell etwas einfallen lassen.

»Weißt du, ich kenne mich mit Jazz nicht so aus«, unternahm sie einen lahmen Rettungsversuch. »Ich begleite ja hauptsächlich klassische Sänger.«

»Ach so«, sagte Berit kühl und fuhr herum. »Mit Klassik hab ich leider gar nichts am Hut.« Daraufhin schlenderte sie an Anna vorbei in den Flur, beiläufig und ohne einen Blick fügte sie noch hinzu: »In der Küche liegt die Selbstauskunft, die müsstest du noch ausfüllen.« Das unausgesprochene »Aber die Mühe kannst du dir schenken« war nicht zu überhören.

Anna hätte sich selbst in den Hintern treten können. Hätte sie sich nicht wenigstens zu einem gehauchten »Wow!« herablassen können? Das hätte praktisch keine Muskelanstrengung gekostet und nach Ehrfurcht geklungen. Jetzt nutzten ihr auch die Mandelaugen nichts mehr.

Unbeachtet schlich sie durch den Flur Richtung Ausgang. Der Typ klebte noch immer an seinem Türrahmen. »Tschau!«, sagte er, als Anna wortlos an ihm vorbeiging.

Sie war so nah dran gewesen und hatte sich selbst alles kaputt gemacht. Was war denn nur mit ihr los? Sie brauchte doch ein Dach über dem Kopf. Und zwar bald.

Als sie nach Hause kam, erschien ihr die Wohnung noch leerer als sonst. Sie erzählte Jeremias von der Musiker-WG und von Berit, aber sie erzählte es nicht so, wie sie es früher getan hätte. Früher wäre sie in alle Rollen geschlüpft, hätte den Typen an der Tür nachgeahmt und alle eifrigen, schleimenden Bewerber. Sie hätte mit Berits Raucher-Stimme »Echt Alter! Mega!« gerufen und *Summertime* gegrölt, inklusive sämtlicher verpatzter Töne. Früher hätte sie an dem einen Ende ihres langen Esstischs gesessen, Jeremias ihr gegenüber am anderen, rechts und links ein halbes Dutzend Freunde, die sich gebogen hätten vor Lachen über ihre Schilderung.

»Du bist böse, Anni«, hätte Jeremias zu ihr gesagt.

»Ja, ich weiß, ich bin böse. Tut mir leid«, hätte sie erwidert, und sie hätten einander über den Tisch hinweg angesehen: sie ihn, gespielt schuldbewusst, er sie, gespielt tadelnd. Und sie hätten darum gekämpft, wer den Blick länger halten könnte, ohne in Lachen auszubrechen. Anna hätte natürlich gewonnen, Jeremias konnte vieles, aber er konnte nie sein Lachen unterdrücken. Sein wunderbares, mitreißendes, liebenswertes Lachen. Dann hätten sie beide gelacht, alle hätten gelacht, und in Jeremias' Augen hätte seine Liebe zu ihr gefunktelt.

Jetzt saß sie allein am Tisch und sprach mit einem Geist.

22. November 2019

Gunilla

Alle waren auf Oskars Beerdigung, sogar Michel. Nur Gunilla nicht. Sie saß an dem schönen alten Sekretär ihres längst verstorbenen Mannes und rechnete. Und hatte ein schlechtes Gewissen. Sie sollte auch auf der Beerdigung sein, nicht hier. Sie hatte es versucht, hatte ihr schwarzes Kostüm angezogen, die schwarzen Schuhe und den schwarzen Mantel. Die Sachen hatte sie zuletzt vor Jahren auf der Beerdigung von Lisbeth, Oskars Frau, angehabt. Daran hatte sie noch teilgenommen, aber bei Oskar hatte sie es nicht geschafft. Schon an der Haustür war ihr der Schweiß ausgebrochen. Einen Schritt hatte sie über die Schwelle gesetzt, doch dann war ihr Herz davongerast. Sie war davon überzeugt gewesen, es würde in ihrer Brust explodieren, wenn sie weiterginge. Hatte sie angefangen zu weinen? Sie konnte sich nicht erinnern. Wahrscheinlich nicht, denn das hätte Michel aufgeregt, also hatte sie sich wohl zusammengerissen, das vermutete sie wenigstens. Sie wusste nur noch, dass sie sich auf einmal in der Wohnung wiedergefunden hatte, in einem Sessel im Salon. Roses Tochter hatte ihr ein Glas Wasser gebracht und ihr versichert, Oskar würde es schon verstehen, dass sie zu Hause bliebe. Alle hatten Verständnis. Sogar Michel, der zum Glück in einer guten Phase war.

Jetzt saß Gunilla da und rechnete, ob sie auch über die Runnen kommen würde, ohne Oskars Zimmer weiterzuvermieten.

Über die Runden ja, aber es wären 500 Euro weniger. 500 Euro weniger, die sie jeden Monat auf einem Konto für Michel anlegte, damit er versorgt wäre, wenigstens finanziell.

Gunilla seufzte und setzte den Text für eine Annonce auf. KG würde sie später aufgeben, mit Computern und diesem Internet kannte er sich besser aus als sie.

Was schrieb man in so einer Annonce? Mitbewohner gesucht. Mehr fiel ihr nicht ein. Reichte das nicht? Das war doch das Wesentliche. Dann noch, wie groß das Zimmer war, die Straße und was es kostete. Und ihre Telefonnummer, damit die Leute sich melden konnten.

Mitbewohner gesucht. Das klang natürlich nach einem Mann. Es hätte auch eine Frau sein können, warum nicht? Gunilla hatte nichts dagegen, aber Oskar war nun mal ein Mitbewohner gewesen, mehr als das, ein Freund. Und deshalb ließ sie es bei Mitbewohner, ihm zu Ehren. Sie hätte noch ergänzen können: So einen wie Oskar. Einen Freund.

Ihr Freund, der vor einer Woche gestorben war und dessen Beerdigung gerade stattfand. Ohne sie. Ihre Tränen fielen auf das Blatt Papier und verwischten die Tinte.

4.

Mitbewohner gesucht

Anna steckte den Misserfolg weg und setzte ihre Suche im neuen Jahr fort, es blieb ihr auch nichts anderes übrig. Ab und zu wagte sie einen Blick zu den Zweizimmerwohnungen, aber das war aussichtslos, und Einzimmerapartments gab es praktisch keine, also ruhten alle ihre Hoffnungen weiter auf den Wohngemeinschaften.

Im Laufe des Januars ergatterte sie mehrere Besichtigungstermine und stand bei allen möglichen zu vermietenden Dreistigkeiten Schlange: überteuerte, winzige WG-Zimmer, in die wenig mehr als ein Bett und ein Schrank hineinpassten, Hauseingänge in Hinterhöfen, die nachts kaum beleuchtet waren und in denen der Müll die Ratten anlockte, Gemeinschaftsbadezimmer, die man nur im Schutzanzug betreten wollte. Oder das andere Extrem: hippe Studenten-WGs in von Papi finanzierten Luxuswohnungen. Mit ihren einunddreißig Jahren wurde sie gleich zweimal als zu alt eingestuft. Den Mandelaugenbonus erhielt sie auch kein weiteres Mal, im Gegenteil. Als zufällig einmal ihr Blick auf ihre Selbstauskunft fiel, entdeckte sie, dass neben ihrem sehr deutschen Namen mit Bleistift die Anmerkung »Asiatin« gekritzelt war. Sie schnappte sich den Bogen, bastelte einen Flieger daraus und ließ ihn zum Fenster hinausgleiten.

»Was tun Sie denn da?«, fragte eine der potenziellen Mitbewohnerinnen empört.

»Origami«, erwiderte Anna. »Machen wir Asiaten doch gern.«

Beim Rausgehen knallte sie die Tür zu.

Am 1. Februar war Anna nur noch zum Heulen zumute, denn wie sollte sie innerhalb eines Monats noch eine Wohnung finden? In ihrer Verzweiflung rief sie Frau Lasker an, ihre frühere Vermieterin und die Mutter ihres neuen Vermieters. Anna hatte sie immer als nette, zurückhaltende Frau erlebt, vielleicht hatte sie ja Verständnis für Annas prekäre Situation und konnte ihren Sohn dazu bewegen, irgendwas zu tun. Vorerst nicht umzuziehen, wäre Annas Vorschlag diesbezüglich gewesen, sich mit seiner schwangeren Frau einfach noch ein bisschen länger in der Zweizimmerwohnung vergnügen. So schlimm war das doch auch wieder nicht, nicht mal, wenn das Kind da war.

»Lasker?«

»Hallo Frau Lasker, Anna Trost!«

»Oh, Frau Trost, das ist ja nett.«

Sie war so freundlich, dass Anna sich unversehens echte Hoffnungen machte. Sie erkundigte sich nach Frau Laskers Befinden, so wie sich das gehörte, und als diese fragte, ob der Umzugsstress auch nicht allzu schlimm sei, hakte Anna direkt ein und schilderte Frau Lasker ihre missliche Lage. Nachdem sie mit der dringenden Bitte um Aufschub geendet hatte, wurde es still am anderen Ende der Leitung. Still und frostig. Nicht einmal ein Atemzug war mehr zu hören.

»Frau Lasker?«

»Da müssen Sie sich bitte mit meinem Sohn unterhalten.« Die Stimme der netten Frau Lasker klirrte vor Kälte.

»Ich dachte, Sie könnten ...«

»Nein!«, schnitt sie Anna scharf das Wort ab.

»Also ...«, kam es nur noch verblüfft aus Annas Mund.

»Es ist eine Unverschämtheit von Ihnen, mich in diese Lage zu bringen. Sie wissen seit langer Zeit, dass mein Sohn die

Wohnung, *seine* Wohnung, braucht.« Die Stimme wurde lauter und klang immer erregter. »Er hat eine Familie, Sie sind allein. Was wollen *Sie* mit 120 Quadratmetern? Und sich jetzt perfide an mich, eine alte Frau, heranmachen und mich mit Schuldgefühlen beladen, das ist ...«

Anna legte auf.

Schäbig, hatte sie sicher sagen wollen. Oder: unmöglich, mies, charakterlos, erbärmlich.

Sie hatte recht, dachte Anna, all das war sie. Selbstsüchtig und selbstmitleidig noch dazu – und bald obdachlos.

Umzugskisten hatte sie in einem Anfall von Optimismus schon besorgt. Da standen sie im Wohnzimmer an die Wand gelehnt und warteten darauf, bepackt zu werden. Aber wozu, wenn sie doch nicht wusste, wohin? Und was würde aus ihrem Klavier werden? Und aus dem Tisch?

Annas Kehle schnürte sich zu, ihre Augen wurden feucht. Sie atmete dagegen an, drückte die Tränen weg und schluckte den Kloß hinunter, denn das nützte doch alles nichts.

»Los, Anna, weiter geht's!«, feuerte sie sich selbst an und klickte sich mit letzter Willenskraft zur Immobilienseite durch.

Dieselben Filter wie die letzten Wochen: Mieten, München, WG, Altbau. Sie zögerte, überlegte, ob sie nun doch auf den Altbau verzichten sollte, wegziehen aus der Innenstadt, mehr an den Rand. Einmal noch, ein einziges Mal wollte sie es noch versuchen. Jeremias zuliebe, wie sie sich einredete, sich selbst zuliebe, wie sie sehr genau wusste, weil sie sonst diesen Schmerz wieder gefühlt hätte, diesen Dritter-Februar-Schmerz. Einmal noch ...

Als die Ergebnisse erschienen, stellte sie fest, dass endlich mal jemand die Seite bereinigt hatte, denn die Uralt-Anzeigen waren inzwischen verschwunden.

Als erstes Angebot tauchte jetzt das WG-Zimmer in der Zumpestraße auf, das nun schon seit Ende November frei war.

16 Quadratmeter, 500 Euro warm, Mitbewohner gesucht. Bisher hatte sie immer darüber hinweg gescrollt, weil ganz klar etwas damit nicht stimmen konnte. Kein Zimmer in München, noch dazu dermaßen günstig, war so lange frei, wenn es nicht einen großen Haken gab. Selbst das Zimmer mit dem zugemüllten Hinterhof hatte seinen Mieter gefunden. Vielleicht war es auch das Angebot eines dieser Typen, die auf diese Weise Frauen kennenlernen wollten. Allerdings hieß es Mitbewohner, also männlich. Oder jemand hatte das Gendersternchen vergessen. Aber was, wenn nun alle dachten, es wäre etwas faul und es war gar nichts faul? Annas Gedanken wanderten hin und her.

Schließlich kam sie auf die Idee, auf der Karte nachzusehen, und sie staunte nicht schlecht, als sie die Zumpestraße direkt hinter dem Prinzregententheater fand, eine der besten Gegenden in ganz München. Der Haken bei der Wohnung musste elefantös groß sein.

Plötzlich fiel es ihr wieder ein: Der Mann auf dem Weihnachtsmarkt, hatte der damals nicht etwas von einer WG am Prinzregentenplatz erzählt? Der Zettel, den er Anna gegeben hatte, wo war der gleich wieder? Sie fand ihn zerknüllt in der Tasche ihrer Winterjacke. Tatsächlich! Das war genau die Adresse.

Ratlos und mit gerunzelter Stirn saß sie vor ihrem Notebook. Sie scrollte weiter.

Und wieder zurück.

Und weiter. Zwölf Quadratmeter für 720 Euro. Neunzehn für 900. Das lag alles knapp in ihrem Budget. Anna rief bei der 720-Euro-Wohnung an. Musikerin? Nein, das sei nicht so gut, das wolle man lieber nicht. Sie wählte die nächste Nummer. Ein junger Mann meldete sich. Anna sah ihn vor sich. Ein junger Schnösel, im Bewusstsein, am längsten Hebel der Welt zu sitzen, am Wohnungshebel, ausgestattet mit der Macht, aussieben zu dürfen.

»Studieren Sie eigentlich Jura oder BWL?«, fragte Anna, nachdem er ihr in herablassendem Ton alles Wissenswerte erklärt und sie wie selbstverständlich geduzt hatte.

»Jura, wieso?«

»Oh, ich wollte nur wissen, ob sich meine Vorurteile auch diesmal wieder bestätigen«, sagte sie. »Danke, aber ich glaube, das Zimmer kommt nicht in Betracht.«

Sie wusste selbst, wie hirnerkrankt das war, aber sie hatte schon am Telefon die Aussichtslosigkeit erkannt. Die würden sie nicht wollen, und sie würde die nicht wollen.

Sie scrollte wieder zurück. *Mitbewohner gesucht.*

Ihr Smartphone hielt sie bereits in der Hand, und auf einmal wählten ihre Finger wie von allein die Nummer in der Annonce. Zur Not würde sie das Gespräch auch wieder schnell beenden, dachte sie nervös.

Endlos lange ertönte das Freizeichen. Sie wollte schon auflegen, als schließlich doch jemand abhob und sich eine nicht mehr ganz junge, aber überaus wohlklingende weibliche Stimme meldete: »Wohlgemuth?«

Es hörte sich so an, als wollte die Frau am anderen Ende sich freundlich nach Annas Befinden erkundigen.

Schon damals, schon mit ihrem allerersten Wort, rang ihr Gunilla das erste Lächeln ab.

»Ja ... äh, hallo!«, stammelte Anna, überrascht, dass sie doch noch durchgedrungen war und erfreut über die angenehme Stimme. »Anna Trost ist mein Name. Ich rufe an wegen des Zimmers, ist das zufällig noch frei?«

»Ja, das Zimmer ist noch frei. Aber ich fürchte, ein Zufall ist das nicht.« Ein Schmunzeln begleitete die Worte, ein bisschen verzagt, aber ausgesprochen liebenswert.

Diese Bemerkung bestätigte zwar Annas Vermutung mit dem Haken, doch die Frau klang nicht gerade wie die böse Hexe aus einem Märchen, sondern eher wie die gute Fee. Später einmal

erzählte Anna Gunilla, dass sie diese Vorstellung von ihr gehabt habe, und da lachte sie, wie nur Gunilla lachen konnte, es dauerte kaum Sekunden, da waren ihre Augen feucht von Lachtränen. Sie konnte nicht anders. Fühlen konnte Gunilla nur zu hundert Prozent, kein bisschen weniger. Das alles wusste Anna damals bei ihrem ersten Telefonat noch nicht, nur eins wusste sie: Diese Frau wollte sie kennenlernen.

»Könnte ich ... könnte ich es mir mal ansehen?«, fragte Anna.

»Aber natürlich«, erwiderte Frau Wohlgemuth erstaunt, »kommen Sie gern vorbei, wann immer Sie möchten.«

»Ginge es auch heute schon?«

»Aber selbstverständlich. Ich freue mich auf Ihren Besuch.«

Besuch nannte sie das. Auch das konnte Anna noch nicht wissen, dass nämlich Gunilla auch einen Paketboten wie einen Besucher empfing.

»Ja dann ... dann komme ich ... nachher.«

»Wann immer es Ihnen passt. Bis später.«

Nachdem sie aufgelegt hatten, starrte Anna ihr Handy noch eine ganze Weile lang an, fast so, als könnte sie fühlen, dass gerade etwas Besonderes geschehen war.

Zwar schrieb sie sich noch ein paar Adressen aus der Immobilienseite heraus, doch sie war nicht mehr bei der Sache, sondern überlegte nur noch, wann sie sich auf den Weg zur Zumpestraße machen sollte. Lieber früher als später, sie wollte sich die Wohnung schließlich nicht in der Dämmerung ansehen, aber vor allen Dingen trieb sie die Neugier auf diese Frau, die sie mit wenigen Worten bereits für sich eingenommen hatte.

Zum ersten Mal überlegte Anna vor einer Besichtigung genau, was sie anziehen sollte.

»Etwas Schickes?« Sie hielt ihr dunkles enges Rollkragenkleid vor sich und drehte sich vor dem Spiegel hin und her.

»Oder lieber eine Hose?«

Sie besaß viele dunkle Hosen und Blusen für Auftritte.

Zieh dich nicht an wie zu einer Beerdigung, hätte Jeremias gesagt. Und verkleide dich nicht. Sei du selbst.

»Das hat mir in letzter Zeit nicht allzu viel Glück gebracht«, hielt Anna dagegen und hängte das Kleid wieder in den Schrank. Sie griff zu ihrer Jeans und wählte dazu einen Pulli mit weißem Spitzenkragen, den sie sehr gern mochte.

»Wie brav und harmlos du darin aussiehst«, hatte Jeremias früher einmal gesagt. »So mag ich dich.« Dafür hatte er eine Abreibung kassiert. Brav und harmlos! Der Pulli erinnerte sie an diese Kabbeleien, wann immer sie ihn trug.

Anna betrachtete sich im Spiegel und wandte sich ab, bevor ihr die Tränen in die Augen traten.

»Trambahn oder Mini?«, fragte sie und gab sich selbst die Antwort: »Mini.« Es bestand zwar eine ordentliche Tramverbindung, aber falls der sogenannte Besuch wieder einmal enttäuschend verlaufen würde, wollte sie nicht inmitten einer Horde von Leuten Trübsal blasen. Sie stieg in ihre schweren Stiefel, schnappte sich Parka und Tasche und machte sich auf den Weg Richtung Prinzregentenplatz.

5.

Wir haben geschlossen

Als Anna in die Zumpestraße einbog, wurde gerade unmittelbar vor dem Haus eine Parklücke frei. Wenn das kein Zeichen war! Dazu der strahlende Sonnenschein und die ungewöhnlich warmen Temperaturen – vielleicht wendete sich ihr Glück heute, nach dem demütigenden Telefonat mit Frau Lasker, doch noch.

Gerade als Anna auf den Klingelschildern neben dem Eingang nach dem Namen Wohlgemuth suchen wollte, wurde die Haustür aufgerissen. Ein großer, breitschultriger Mann kam heraus und rempelte sie beinahe um. Statt sich zu entschuldigen, schnalzte er misstrauisch und ging weiter, ohne Anna zu beachten. Sie verzichtete darauf, sich über den ungehobelten Kerl zu empören, sondern nutzte rasch die Gelegenheit und trat ein.

Es war Liebe auf den ersten Blick. Oder nein, nicht auf den ersten Blick, denn mit dem Blick hatte es wenig zu tun. Es war, als würde das Haus mit Anna sprechen, ebenso freundlich wie Frau Wohlgemuth am Telefon. Als würde es sie willkommen heißen. Rein äußerlich unterschied es sich kaum von anderen Altbauten. Wenige Steinstufen führten gleich hinter den Briefkästen ins Hochparterre, der Boden war im Schachbrettmuster gefliest, und es roch, wie es in einem Altbau zu riechen hatte: holzig und schwer, ein Geruch, wie von Geschichte getränkt. Das Treppenhaus war hell und gepflegt, luftig schwang sich die

Treppe um eine Mitte, durch die man bequem bis ins oberste Stockwerk hinaufschauen konnte. Wäre Anna als Kind hier aufgewachsen, so stellte sie sich vor, hätte sie regelmäßig Papierflieger hinuntergeschickt, um ihre Flugbahn zu beobachten. Oder einen Flummi, um zu sehen, wie viele Stockwerke er es wieder nach oben schaffen würde. Und natürlich wäre sie auf dem Treppengeländer bis nach unten gerutscht, niemals hätte sie die Stufen benutzt. Außer es hätte jemand zugehört.

Sie verharrte einen Moment lang am Fuße der Treppe und hörte im Geiste ihre Großmutter, wie sie ihr hinterhergeschimpft hätte: »Annaaaaa! Was machst du denn schon wieder? Himmel noch mal, dieses Kind! August, sag doch auch mal was.«

Eine junge Frau in Sportklamotten kam mit hüpfenden Schritten die Treppe heruntergesprungen, ihr blonder Pferdeschwanz schwang fröhlich mit. »Hallo!«, grüßte sie Anna fröhlich im Vorbeihüpfen, schenkte ihr ein strahlendes Lächeln, doch sie war viel zu schnell weg, als dass man sie hätte fragen können, in welchem Stockwerk Frau Wohlgemuth zu Hause war. Im Hochparterre schon mal nicht, also machte sich Anna auf den Weg nach oben.

Sie zählte vierundzwanzig Stufen bis zum ersten Stock. Auch dort fand sie an keinem der Klingelschilder den Namen Wohlgemuth, ebenso wenig im zweiten. Dritter Stock! Anna geriet jetzt schon außer Puste, doch glücklicherweise musste sie nicht noch höher. Auf dem Schild neben der rechten Tür stand der Name Wohlgemuth und darunter zwei weitere Namen: Pol und Holländer. Drei potenzielle Mitbewohner also.

Wollte sie das wirklich?

Obwohl Frau Wohlgemuth am Telefon so nett geklungen hatte, blieb Anna sekundenlang vor der Tür stehen und fixierte die silbernen Namensschilder und die Klingel, ohne einen Finger zu rühren.

Ob sie das Klavier würde mitnehmen können? Das war bis-

her noch gar nicht zur Sprache gekommen. Was, wenn Frau Wohlgemuth nun auch etwas gegen Musik hatte? *Wie bitte? Sie spielen Klavier? Tut mir leid, da kriege ich Ärger mit den Nachbarn.* Aber hier im Treppenhaus würde sie es kaum herausfinden. Anna holte tief Luft und stieß sie so heftig wieder aus, dass das Holz der Tür von ihrem Atem beschlug.

Los jetzt, flüsterte Jeremias in ihrem Kopf.

»Okay!«, sagte Anna leise und drückte die Klingel. Auf der Stelle zuckte sie vor dem schrillen Dröhnen zusammen. Von drinnen hörte sie eine Stimme, danach schnelle, trampelnde Schritte. Jemand rannte förmlich herbei, dann wurde die Tür aufgerissen.

»Wir haben geschlossen«, brüllte ihr ein zotteliges Wesen ins Gesicht. Dann warf es die Tür mit so viel Wumms wieder ins Schloss, dass das ganze Gebäude wackelte.

Anna fuhr zurück. Zu Tode erschrocken, war sie von Kopf bis Fuß wie gelähmt und konnte sich keinen Millimeter rühren. Ihr Fluchtreflex hatte noch nie gut funktioniert. Sollte sie einmal in Lebensgefahr geraten, wäre sie rettungslos verloren.

So verharrte sie mit hämmerndem Herzen noch immer in ihrer Schockstarre, als die Tür wenig später ein zweites Mal geöffnet wurde, unendlich viel sanfter als zuvor.

Eine alte Dame schaute dahinter hervor. Gunilla Wohlgemuth.

Nie hatte Anna jemanden kennengelernt, auf den die Bezeichnung Dame besser gepasst hätte. Eine alte Dame, die auf einer Zeitreise aus dem späten 19. Jahrhundert im 21. Jahrhundert hängen geblieben war. Sie trug ein bodenlanges Kleid und an der Hand, mit der sie sich an der Tür festhielt, zwei alte Ringe, die unzweifelhaft einiges an Wert besaßen. Ihr silbernes Haar war sorgfältig hochgesteckt, und um ihre Schultern schmiegte sich eine elegante, seidenbestickte Stola. Die alte Dame blieb halb hinter der Tür, so als wollte sie sich verstecken, Anna sah

nur ihren Kopf, die Schultern und die Hälfte ihres hochgewachsenen, schlanken Körpers.

Lächelnd blickte sie auf Anna herab. »Sie müssen meinen Sohn entschuldigen, meine Liebe«, sagte sie. »Er ist ab und zu ein bisschen aufgeregt, aber vollkommen harmlos. Sie kommen wegen des Zimmers, nicht wahr?«

Anna nickte, zu perplex, um zu antworten. Sie fühlte sich wie erschlagen von so vielen verwirrenden Details. Und dann diese Stimme, die sich schon durchs Telefon so besonders angehört hatte, in Wirklichkeit aber noch viel besonderer war. Sie erinnerte Anna an den Klang einer Harfe, hatte etwas Schwebendes, Fließendes, als wäre sie nicht von dieser Welt, ätherisch, aber dennoch warm und kraftvoll. Harfenklang. Und das nach diesem brüllenden Kerl, der offenbar ihr Sohn war!

»Bitte treten Sie doch ein«, sagte die alte Dame und tat einen Schritt zur Seite, sodass sie vollends hinter der massiven Tür verschwand. Der Spalt zwischen Türstock und Tür war gerade so breit, dass Anna genau hindurchpasste. Sie fühlte sich an einen dieser Horrorfilme erinnert, in denen die Hauptfigur dabei war, ein altes, gruseliges Haus zu beziehen, dessen Vorbesitzer alle auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen waren. Tu es nicht, wollte man ihr zurufen, lauf weg.

»Bitte schön!«, ertönte es harfengleich hinter der Tür. Böse Menschen hatten nicht solche Stimmen. Anna trat ein.

Die Tür fiel ins Schloss, und Gunilla Wohlgemuth stand in ihrer ganzen Pracht vor Anna. Mit einem Mal war nicht die alte Dame diejenige, die aus der Zeit gefallen war, sondern Anna, mit ihren Jeans, den Boots und dem Parka, alles sauber, ordentlich und modisch und natürlich der Jahreszeit entsprechend, aber nie war sie sich deplatziertes vorgekommen. Die Altbauwohnung war genau wie ihre Besitzerin irgendwo im späten 19. Jahrhundert hängen geblieben. Sämtliche Möbel, Teppiche, Wandverkleidungen, Lampen, alle Einrichtungsgegenstände bis

hin zu den Garderobenhaken waren alt, uralt. Doch nicht einmal die Staubschicht über der ganzen Patina änderte etwas an dem edlen Erscheinungsbild der Wohnung. Der Flur war breit und geräumig, wie gemacht für die ausladenden Roben feiner Damen. Es mussten sehr reiche Leute gewesen sein, die hier in früheren Zeiten gewohnt hatten, das sah man noch immer.

Lächelnd, die Hände vor ihrem gazellengleichen Körper übereinandergelegt, beobachtete die alte Dame ihren Gast.

»Man munkelt, die Geliebte eines bedeutenden Mannes soll hier gewohnt haben«, erklärte sie, »eine Tänzerin oder Schauspielerin oder so was. Die Wohnung nebenan hat ursprünglich auch dazugehört, aber nach dem Krieg hat man drei Zimmer abgetrennt, sodass von den ursprünglich zehn Zimmern nur noch sieben Zimmer blieben.« Bei dem Wort »nur« malte sie kleine Anführungszeichen in die Luft. Dann streckte sie Anna lachend ihre Hand entgegen.

»Ich bin Gunilla Wohlgemuth.«

»Anna Trost«, erwiderte Anna und schlug ein. Frau Wohlgemuths Händedruck war ebenso bemerkenswert wie die ganze Person: kräftiger als erwartet und überaus herzlich. Überhaupt, diese Hände, schmal und lang und schön waren sie, und sie konnten einen verzaubern, wenn sie sprach, aber auch wenn sie zuhörte und vor allem, wenn sie einen berührte. Anna fragte sich später manchmal, ob all die Leute, die sich vor ihr die Wohnung angeschaut hatten, Gunilla vielleicht nicht die Hand reichen durften, denn sonst hätten sie doch bleiben müssen.

»Dann zeige ich Ihnen als Allererstes mal das Zimmer, nicht wahr?«, sagte Frau Wohlgemuth. »Sie stehen übrigens genau davor. Darf ich?« Vorsichtig griff sie an Anna vorbei und öffnete die Tür. »Es ist das größte Zimmer in der ganzen Wohnung«, betonte sie, »abgesehen vom Salon natürlich. Und auch die Wohnküche ist sehr großzügig, aber zum Schlafen ist das hier der Hauptgewinn. Sogar mit Balkonzugang.«

Anna betrat hinter ihr das Zimmer. Es war nicht möbliert, sie würde also einen guten Teil ihrer Sachen hier unterbringen können. Und es wirkte tatsächlich sehr groß, die Decke war mit wunderschönem Stuck verziert, die Wände enorm hoch und weiß gestrichen, es roch sogar noch leicht nach Farbe.

Frau Wohlgemuth beobachtete Anna und erschien ihr dabei ein wenig nervös.

»Schauen Sie den schönen Balkon, der ist eine Seltenheit, so etwas findet man kaum bei Altbauwohnungen«, sagte sie und öffnete die Tür nach draußen. Mit einer eleganten Geste ihrer schönen Hände lud sie Anna ein, hinauszutreten, sie selbst blieb jedoch im Zimmer.

Der Balkon war auf das Stockwerk darunter gebaut, nicht sonderlich breit, aber dafür sehr lang, und er verlief sogar über Eck. Das Geländer aus verschnörkeltem Gusseisen war alt, nur die Trennwand zum Nachbarbalkon machte einen neueren Eindruck und passte nicht ganz dazu.

»Wie gesagt, die Wohnung war früher nicht geteilt«, erklärte Frau Wohlgemuth von drinnen, »aber mit der Wand geht das ganz gut. Man ist sehr für sich, und der Nachbar spitzt nicht um die Ecke, da muss man sich keine Sorgen machen.« Sie lachte.

»Zu welchen Zimmern gehören die beiden anderen Türen?«, wollte Anna wissen, denn sie befürchtete, dass hinter einer davon der brüllende Sohn leben könnte.

»Die breite Tür dort drüben führt zum Salon und die in der Mitte zur Wohnküche.« Die alte Dame lächelte Anna wissend an. »Keine Mitbewohner!«

Die Mitbewohner konnten allerdings auch den Weg durch die Wohnküche oder den Salon nehmen und durch die Glastür oder das Fenster ins Zimmer glotzen. Ein Schauer lief Anna über den Rücken.

»Apropos Mitbewohner«, sagte Frau Wohlgemuth, die auch

diesmal Annas Gedanken zu lesen schien. »Ich könnte sie Ihnen später vorstellen, wenn Sie mögen.«

»Ja, gern«, stimmte Anna zu. Für ihre Entscheidung konnte das auf alle Fälle hilfreich sein.

»Aber machen wir doch erst mal einen kleinen Rundgang«, schlug Frau Wohlgemuth vor und schritt durch das Zimmer zurück zum Flur.

»Hier«, zeigte sie mit ausgestreckten Händen, »haben wir den Garderobenbereich, wie man sieht, da dürfen Sie übrigens gern Ihre Jacke aufhängen.« Dem kam Anna mit Freuden nach, denn der Pulli mit dem weißen Spitzenkragen passte um einiges besser in das Ambiente als ihr Parka.

»So«, fuhr die alte Dame fort. »Gleich daneben befindet sich die Toilette und daneben wiederum das Badezimmer.«

Sie trat vor und machte erst die eine Tür auf, dann die andere. Beide Räume verfügten über ein kleines Fenster und sahen sehr sauber aus. In ihrem Kopf malte Anna ein dickes Plus auf eine imaginäre Tafel.

»Schön!«, sagte sie. Frau Wohlgemuth nickte zufrieden.

»Hier«, sie zeigte auf die Tür neben dem Badezimmer, »wohnt Herr Pol, und das daneben war das frühere Arbeitszimmer meines Mannes, Herr Pol nutzt es heutzutage ebenfalls als Arbeitszimmer, er ist der Einzige von uns, der so etwas braucht. Er macht da so Computersachen. Glaube ich.« Sie lachte und wandte sich auf die gegenüberliegende Seite. »Hier haben wir eine Abstellkammer, sehr nützlich, inklusive Wasch-Trocken-Säule.« Stolz ließ sie Anna einen Blick in den kleinen Raum werfen. Die beiden Geräte sahen neuwertig aus und wirkten ein bisschen seltsam inmitten dieser Jahrhundertwende-Umgebung. Neben der Abstellkammer befand sich eine Speisekammer, anschließend verzweigte sich der Flur und bildete ein großes T. Rechterhand, im kürzeren Teil, befand sich nur noch eine weitere Tür.

»Dort wohnt Frau Holländer«, erklärte Frau Wohlgemuth.

Herr Pol, Frau Holländer – für Anna hörte sich das so an, als handelte es sich auch bei den übrigen Bewohnern um ältere Semester.

»Im nächsten Zimmer«, fuhr Frau Wohlgemuth fort, »wohnt mein Sohn, und gleich daneben«, sie zeigte linkerhand den breiten Flur entlang, »das ist mein Schlafzimmer. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Wohnküche und den Salon, wo sich bei uns das Leben abspielt.« Sie wandte sich nach links, doch dann hielt sie inne. »Aber ... natürlich liegt es ganz bei jedem selbst, wo er möchte, dass sich *sein* Leben abspielt«, betonte sie ein wenig betreten. »Natürlich kann man sich jederzeit und so oft man möchte zurückziehen. Das ist ja ... das ist ganz selbstverständlich, nicht wahr?«

Anna erwiderte das Lächeln, doch sie wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Sie gewann mehr und mehr den Eindruck, dass nicht sie diejenige war, die sich um das Zimmer bewarb, sondern vielmehr Frau Wohlgemuth um sie als Mieterin.

Die Tür zur Küche stand offen. Anna hegte den leisen Verdacht, dass dies Absicht war, denn so fiel ihr Blick sofort und ungehindert in den schönsten aller Räume.

»Wow!«, entfuhr es ihr. Sofort wurde sie verlegen, denn Frau Wohlgemuth war kein Mensch, dem man mit einem Wow begegnete, doch die alte Dame lachte leise und hochofren.

»Ja, das ist sehr gemütlich, nicht wahr«, meinte sie stolz.

Der Raum verlief genau wie der Balkon, an den er angrenzte, ein wenig über Eck und war sogar für eine Wohnküche extrem groß. Die Küchenmöbel waren alt und schwer, aus dunklem massivem Holz, großzügige Buffets mit traumhaft schönen Schrankaufsätzen, nichts daran war einfach nur funktionell, jedes Detail war aufwendig gestaltet. Glasfenster lockerten die Schwere der Möbel auf. Dazu die Sitzecke, die so komfortabel war, dass nicht nur ein großer Tisch mit sechs Stühlen hinein-

passte, sondern auch noch ein bequemer alter Schaukelstuhl neben dem Fenster. Das Prunkstück des Raums jedoch war ein riesiger gusseiserner Herd. Als Gunilla bemerkte, dass Annas Blick daran haften blieb, wies sie eilig darauf hin, dass man natürlich trotz aller rustikaler Gemütlichkeit nicht auf moderne Küchengeräte verzichten müsse. Sie zeigte auf das schmale Cerankochfeld und den Backofen, die Anna leicht übersehen hätte. Gleich neben dem alten Spülstein hinter der Fassade einer alten Kommode war raffiniert ein Geschirrspüler eingebaut. Der hohe zweitürige Kühlschrank war das einzige moderne Gerät, das sofort auffiel, ohne jedoch die Harmonie zu stören.

»Übrigens, wo wir gerade hier sind, darf ich Ihnen etwas anbieten? Kaffee? Tee? Wasser? Einen kleinen Prosecco?« Frau Wohlgemuth zwinkerte lustig mit den Augen.

»Prosecco?«, fragte Anna erstaunt.

»Ich hab einen hervorragenden.«

Schon öffnete die alte Dame den Kühlschrank, holte eine Flasche heraus und entkorkte diese mit geübten Griffen. Dann schnappte sie sich zwei langstielige Sektkelche aus einer Vitrine und schenkte ein.

»Kommen Sie, setzen wir uns in den Salon, den müssen Sie ja auch noch sehen.« Mit einer Grazie, die Anna bei einem Menschen dieses Alters noch nie zuvor gesehen hatte, schwebte sie voraus.